

7.1. Analytische Abstraktion- Biografische Gesamtformung Frau R.

Einführung

Frau R. wurde im Jahr 1930 im mährischen Brünn (tsch. Brno) geboren. Das vorliegende Interview wurde im Jahr 2000 in Israel durchgeführt. Interessant ist die Tatsache, dass von allen meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern Frau R. die einzige war, die einem Interview in ihrem Hause oder an einem ihr vertrauten Ort nicht zugestimmt hat. So fand das Interview im Rutenberg-Institut in Haifa statt – ein von mir gewählter neutraler und für die Autobiografin bequem zu erreichender Ort. Frau R. wurde im März 1942 von Brünn aus nach Theresienstadt deportiert und blieb dort bis zu den großen Herbstdeportationen im Oktober 1942. Sie wohnte im Kinderheim L 410, Zimmer Nr. 28. Im Oktober 1944 wurde sie nach Auschwitz deportiert und später zur Zwangsarbeit in das Lager Kurzbach herangezogen. Daraufhin folgte ein Todesmarsch. Über das Nebenlager Groß-Rosen gelangte sie zum Hauptlager Bergen-Belsen, wo sie im Frühjahr 1945 befreit wurde. Nach ihrer Rückkehr in die Tschechoslowakei beschloss sie im Jahre 1948 nach Israel auszuwandern. Sie erlernte den Beruf der Kinderkrankenschwester. Sie heiratete 1951 und hat zwei Kinder.

Die schöne Kindheit oder das ‚Paradies auf Erden‘

In der Trennung ihrer biografischen Linie in ein Vorher und Nachher, d.h. in eine Erfahrungsaufschichtung, die die Scheidelinie zwischen der Zeit vor und nach ihrer Verfolgungserfahrung markiert, bleibt für die Zeit danach eine Wirklichkeit aus dem Vorher kontinuierlich biografisch relevant. Es handelt sich hierbei um den Identitätsraum „schöne Kindheit“, für den synonym der Garten des Elternhauses in Brünn steht. In der Erzählung wechseln sich traumatisch abgelagerte Erfahrungs- und Erinnerungsgegenstände mit den entgegensätzlichen Wirklichkeiten des „Paradieses“ ab, wie die Autobiografin den Garten und implizit ihre Erfahrungen resp. ihre zur Zeit der Erzählung dominanten Wirklichkeitskonstruktionen über diese Zeit benennt. Auf den ersten Blick erscheinen diesen gegensätzlichen biografischen Polen nicht miteinander vereinbar zu sein, doch sind sie voneinander abhängig und konditional. Der hohe Grad des Wiederfahrens traumatisch erlebter und

erfahrener biografischer Ereignisse bleibt bei der Autobiografin unmittelbar mit den Deutungen ihrer Kindheitserlebnisse – abgelagert als Erfahrungsaufschichtung aus prätraumatischen Ereignisräumen – konditional verbunden. Entsprechend der Ausprägung der erzählten Kindheit als sorgenfreie glückliche Erfahrungsraum bereitet die Autobiografin in Form einer dramatischen Herleitung den biografischen Wendepunkt erzählerisch vor und schafft sich somit eine Wirklichkeit, die sie davor bewahrt, ihre gesamtbiografische Darstellungskonstruktion auf die eigene Verfolgungsgeschichte zu reduzieren. Das Selbstbild der Autobiografin ist dementsprechend von diesem biografischen Wendepunktdilemma zwischen dem Vorher und dem Nachher dominiert. Der Versuch, zwischen diesen sich einander bedingenden biografischen Identitätsräumen zu balancieren, löst einerseits das kontinuierliche Wiedererleben traumatischer Erfahrungen aus und andererseits fordert es, dass sich die Autobiografin – sozusagen als Fluchtpunkt – eine Wirklichkeit schafft, die vermeintlich biografisch von dem Nachher getrennt zu sein scheint. Dementsprechend ist eine solche Balance nicht realisierbar und das Bemühen um ein biografisches Gleichgewicht polarisiert unter den (scheinbar) unvereinbaren Wirklichkeiten sogar in größerem Maße, als sie diese miteinander zu versöhnen vermag.

Da die Autobiografin in der Großstadt Brünn ihre Kindheit bis zur Deportation verbracht hatte – in einem Randbezirk mit Einzelhausbebauung – benennt sie einen Unterschied zu jene Kindern, die in einer „kleinen Stadtwohnung“ aufgewachsen sind. Ihre identitätsrelevante Fokussierung auf das „Paradies“ erklärt sie allein durch die Existenz des Gartens. Wenn ein solcher nicht vorhanden war, so können die anderen Überlebenden sich auch nicht nur nicht logischerweise an diesen erinnern, sondern es sind für diese überhaupt keine schöne Erinnerungen an die Kindheit möglich. Doch gerade diese Fokussierung marginalisiert das Erlittene nicht und ermöglicht somit die enttraumatisierende Integration in die weitere Lebensgeschichte, sondern verursacht das ständige wiederkehrende traumatische Erleiden scheinbar vergangener Ereignisse und der daraus resultierenden Erfahrungsräume.

Schweigen und nicht Schweigen können – Reden und nicht Reden können

Die Unvereinbarkeit von Wirklichkeiten im Selbstbild der Autobiografin wird durch ihr Kommunikations- und Interaktionsverhalten repräsentiert. In dem Grad, wie sich Schweigen und Reden bei der Autobiografin einander behindern, fokussieren sie das jeweilige biografische Vorher und Nachher und erschweren den Blick auf das verursachende Ereignis. Während die Kindheit durch das Reden repräsentiert und präsentiert wird, bleibt das Schweigen im Leben nach ihrer Befreiung dominant – ausgelöst durch zwei hochgradig traumatisierende Ereignisse. Zum einen durch eigene Verfolgungsgeschichte und die ihrer Familie mit dem biografischen Bruch, der ein späteres Anknüpfen an ein Leben, wie und wo es zuvor stattgefunden hatte, unmöglich machte und zum anderen durch ein Ereignis, das sich zu Beginn ihres neuen Lebens in Israel ereignete. Der Vorwurf ihrer Tante, sie übertreibe bei der Erzählung ihrer Erfahrungen während des Holocaust, markiert einen weiteren Wendepunkt in ihrer Biografie. Die erneute Diskreditierung als Person und der Vorwurf, ihre Erfahrungen zu dramatisieren und somit der Lüge bezichtigt zu werden, beschreibt insofern den Doppelpunkt der biografischen Wandlung, der mit der Distanzierung ihrer Freundin im Jahre 1939 begann und mit der Unverständniserklärung der Tante im Jahre 1948 endete. Doppelt erscheint dabei zum einen die Tragik der menschlichen Abwendung signifikanter Anderer von der Autobiografin und zum anderen, dass im Rahmen übermächtiger Ereignisse und dem entsprechenden biografischen Wandlungsprozess zu einem Zeitpunkt ein weiteres Ereignis eintritt, das die Existenz der Ereignisse und die damit verbundenen Erfahrungen der Autobiografin anzweifelt und sogar negiert. In der erinnerten Aufforderung der Tante zu erzählen „was passiert und was mit meinen Eltern los war“ nimmt sie einerseits die Schwere aus den dramatischen Ereignissen („los“) und andererseits kann diese recht saloppe Formulierung auch als nachträglich konstruierter Vorwurf an die Tante verstanden werden. Damit ratifiziert die Autobiografin eine Form der Evaluation, ohne in die Mitte der Geschichte resp. der zu erzählenden Thematik zu gehen, die von der Tante eingefordert wurde. In der Darlegung der Erzählaufforderung der Tante entwickelt die Autobiografin einen großen Kreis von Personen, die an der Interaktion beteiligt sind, wobei sie jedoch als

aktiver Teil lediglich die Berichtende und nicht eine Erleidende zu sein scheint. Dabei offenbart sie die Schwierigkeiten, mit denen sie selbst und andere konfrontiert waren bzw. noch immer sind. Für sie bedeutet dieses Zögern die Offenbarung ihres Dilemmas hinsichtlich der Erwartungshaltung von mir als Interviewer. Die Autobiografin will erzählen und schützt sich durch die Offenlegung der gescheiterten Erzählsituation mit der Tante vor einer weiteren schwerwiegenden Enttäuschung, da sie mir als Interviewer zumindest dahingehend vertraut, dass ich ihr eine ebensolche Enttäuschung nicht zumuten werde. Dabei offenbart sie ihre Schwierigkeit, sich selbst und ihrer Geschichte in einer autobiografischen Erzählung zu nähern. Ihr Wunsch, diese Gesichte zu marginalisieren, ohne dabei diese aufarbeiten zu müssen und diese mit ihrem Selbst versöhnlich in ihr weiteres Lebens zu integrieren, ist jahrzehntelang gescheitert. Durch das wiederkehrende Ansteigen der Verlaufskurvendynamik nach dem gescheiterten Erzählversuch mit der Tante bleibt die Verlaufskurve latent aktiv. Die innere Ambivalenz zur Interviewsituation (erzählen, nicht erzählen, schweigen, verschweigen) wird mehr und mehr aufgebrochen. Durch meine Erzählaufforderung habe ich der Autobiografin mein Interesse an ihrer Geschichte angekündigt und – im Gegensatz zu ihrem ersten Erzählversuch im Jahre 1948 – auch eingelöst. Ihr Beitrag zum Buchprojekt kann dabei auch als Versuch gelten, sich ihrer Gesichte sukzessive erzählerisch zu nähern. Allerdings handelte es sich dabei nicht um ein offenes autobiografisch Interview, sondern um ein themenzentriertes Interview, das leidfadenorientiert durchgeführt wurde. Somit wurde durch das vorliegende Interview die Umdeutung ihrer sozialen Welt und ihrer sozialen Identität aufgebrochen, die für sie jener Ort war, an dem sie weder erzählen durfte noch erzählen konnte. Durch das aktuelle Erzählen erfährt die Autobiografin eine unbekannte Haltung ihres Zuhörers, der sie aufgrund ihrer Erfahrungen und Wirklichkeitskonstruktionen weder erneut stigmatisiert. Aufgrund ihrer heteronomen Erzählerfahrungen, die bis in die Gegenwart der Erzählsituation des vorliegenden Interviews reichen, muss die Autobiografin ihre dahingehende Wirklichkeit überprüfen und uminterpretieren. Ihre Kränkung macht sie sensibel für emotionale Defizite der Interviewer, die z.B. durch eine Verhörsituation, durch vom Interviewer nicht wirklich vorhandenes Interesse

oder durch Ausüben von Druck und entsprechendem mangelndem Vertrauen entstehen können. Die neue Erfahrung entspricht einem möglichen biografischen Wendepunkt, da sie nun erfahren hat, wie der Interviewer ihren Erlebnisse begegnet und sie sich dabei selbst wahrnimmt. Die Korrektur des Selbstbildes und die Abmilderung ihrer Angst vor einer Retraumatisierung durch das Erzählen wurde eben durch das Erzählen ermöglicht. Auf der Darstellungsebene in der Erzählung dominiert hierbei die Selbstidentifizierung als Opfer, wodurch sie ihr Schweigen als lebenslange Selbstentlastungsstrategie funktionalisiert. Damit dokumentiert sie auch die Bedeutung, welche die Verfolgung für sie besitzt und begründet damit ihr Schweigen durch das mangelnde Verständnis und das fehlende Interesse in ihrer sozialen Welt. Ihre Angst, sich mit ihrer eigenen Geschichte auseinander zu setzen, war bereits vor dem „Redeverbot“ durch die Tante aktiv. Dabei traf die Tante genau den Punkt der Traumatisierung, den Schmerz und die damalige Orientierungslosigkeit der Autobiografin, wobei ihr eben durch diese Angst das „Redeverbot“ willkommen erschien und sie infolgedessen das Schweigemuster ratifizierte. Durch das von ihr gelebte Reversionsmuster ihrer traumatischen Erfahrungen entwickelte sich über Jahrzehnte hinweg ein schlechtes Gewissen, sowohl sich selbst gegenüber und letztlich, wie sie es in ihren eigentheoretischen Kommentaren darlegt, auch gegenüber denjenigen, die in der nationalsozialistischen Maschinerie ermordet worden waren und deren Tod von Geschichtsrevisionisten angezweifelt wird. Die Argumentation, diesen Opfern eine Stimme zu verleihen und ihren Tod nicht zu verschweigen, besitzt primär die Funktion, ihre eigene Entlastung durch das Erzählen ihrer Lebensgeschichte zu realisieren. Die nicht hoch genug zu würdigende Absicht, für denjenigen, die nicht mehr die Verbrechen bezeugen können, zu sprechen, soll damit nicht geschmälert werden. Allerdings erleichtert diese Dialektik der Autobiografin das Aufbrechen des eigenen Schweigens und schafft eine Wirklichkeit, in der sie sich für ihr bisheriges Schweigen nicht zu erklären hat. Somit entzieht sie sich der Verpflichtung, einer fremdbestimmten Erzählaufforderung zu folgen. Gleichzeitig kann sie ihren inneren Konflikt als einen äußeren Dialog präsentieren. Weil sie einen inneren Dialog und eine alternative biografische Kontinuität (z.B. die des Erzählens) nicht zulassen konnte, verlagerte sie den

Konflikt in die soziale Welt - in der Annahme, ihr Schweigen sei fremdbestimmt. Allerdings war die Motivation der sozialen Welt, repräsentiert durch die israelische Gesellschaft - gleichsam der westdeutschen Gesellschaft - von einem Schweigen über den Holocaust und von Vorurteilen gegenüber den Überlebenden bestimmt, was wiederum das Schweigen der Autobiografin begünstigte, indes die innerpsychischen identitätsrelevanten aufgezeigten Faktoren für ihr Schweigen nicht relativiert.

Ausgrenzung und Verlust

Mit dem Wendejahr 1939, das sowohl einen gesamtgesellschaftlichen als auch einen individuellen Bruch mit bisherigen Vorstellungen resp. Sicherheiten der Autobiografin über die Ordnung der „Dinge“, denen sie Bedeutung hat zukommen lassen, begann der sukzessive Verlust signifikanter Anderer, der gesamtbiografische Konsequenzen zur Folge hatte bzw. hat. Scheint sich zunächst für die Autobiografin „lediglich“ der äußere Rahmen hinsichtlich einer örtlichen Veränderung ihrer bisherigen Handlungen zu wandeln, so rückt in dessen Folge der Verlust sichergeglaubten menschlichen Vertrauens stetig in den Vordergrund. Die Organisation eines privaten Schulunterrichts für die jüdischen Kinder und speziell das vom Vater initiierte und durchgeführte Zeltlager im elterlichen Garten der Autobiografin mag zu Beginn der biografischen Veränderungen noch über die anfänglichen Verluste hinwegtäuschen. Mit dem Wendejahr eng verbunden ist die Distanzierung der Freundin, jener Person, der das kindliche Vertrauen galt und so eine Beziehung beendete, die sich bis dato durch eine Unerschütterlichkeit auszeichnete. Die Bedeutung sozialer Ausgrenzung bei gleichzeitigem Verlust signifikanter Anderer markiert jenen Beginn biografischer Orientierungslosigkeit, der es erschwert, individuelle Handlungsrealisierungen zu antizipieren. Das biografische Trudeln, d.h. der Beginn einer negativen Verlaufskurvendynamik, potenziert seine Dynamik mit den jeweiligen nachfolgenden Ereignissen, die es nicht mehr ermöglichen, die bereits als traumatisch erfahrenen Ereignisse zu bearbeiten und mit möglichst geringen biografischen Kosten in das Selbst und in das Selbstbild zu integrieren. Die Eskalation der eigenen

Verlaufskurvenentwicklung kollidiert mit der Eskalation der politischen, der innerfamiliären und der kollektiven Verlaufskurvendynamik. Der freie Fall in das Ende bisheriger lebensweltlicher Orientierungen und die fortschreitende Auflösung individueller Vorstellungen von einem Selbst, sowie die sich fortsetzenden Verstrickungen in identitätsrelevante Dilemmata – die Gefährdung der Herstellung und Aufrechterhaltung von Ich-Identität – bestimmen fortan das biografische Wandlungsgeschehen. Der Verlust des Vaters in Auschwitz und der tragische Tod der Mutter nach der Befreiung, werden mit dem Verlust des Vertrauens der Tante in Israel nicht nur als Verlust der Eltern per se sondern auch durch die Umstände, die zu ihrem Tod führten, herabgewürdigt. Die Fürsorge der Eltern gegenüber Emigranten noch vor ihrer eigenen Verfolgung, die die Autobiografin mit Bewunderung erfüllt, wurde ihr weder während der Verfolgungszeit noch später von der Tante zuteil. Die Diskrepanz zwischen ihrer Wirklichkeitskonstruktion, die die Zeit ihrer Kindheit bis 1939 thematisiert und die Zeit nach der Befreiung, die von Entfremdung und Retraumatisierung geprägt ist, gefährdet die fragile Verlaufskurvenkontrolle der Autobiografin. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dem seit der Zeit in Auschwitz verschollenen Vaters in der ehemaligen Heimatstadt wird genauso enttäuscht, wie die Begegnung mit dem elterlichen Haus, dessen Inventar gestohlen wurde, und mit den ehemaligen Nachbarn, gegenüber denen die Autobiografin kein Vertrauen mehr entwickeln konnte. Der Verlust individueller persönlicher und äußerlicher Identitätsausstattung begann im Jahr 1939 mit dem Verbot für jüdische Kinder, öffentliche Spielplätze aufzusuchen. Es folgte das demütigende Ritual zur Entpersonifizierung nach der Ankunft in Auschwitz: Der Verlust des Haarkleides und aller persönlichen Gegenstände. Das einstige Selbstbild der Autobiografin war mit den äußeren, insbesondere den hygienischen Verhältnissen, nicht mehr vereinbar. Die Wahrung einigermaßen menschlicher Bedingungen wurde zu ihrer Hauptbeschäftigung. Dabei blieb im Gegensatz zu der Zeit im Konzentrationslager Theresienstadt in Auschwitz auch allein die Vorstellung von zukünftigen Handlungsrealisierungen für die Autobiografin unmöglich. Somit blieb in ihrer Erfahrungsaufschichtung ein signifikanter Unterschied zwischen diesen beiden Lagern abgelegt. Als Beispiel dafür mag die väterliche Fürsorge in

Theresienstadt gelten. Mit der Schaffung schützender Umgebungen in Theresienstadt, die als Fluchtorte in eine illusorische Realität gelten können, realisierte ihr Vater die Errichtung eines „Jugendgartens“ inmitten des Konzentrationslagers. Durch das Sich-Verschaffen verbotener Genüsse wurde versucht, sich Fragmenten von Würde und Autonomie zu erhalten. Als eine Reminiszenz an ihre „schöne Kindheit“ begreift die Autobiografin die sekundären Anpassungsversuche des Vaters, der ihr während einer Krankheit in Theresienstadt zur Genesung eine Zitrone beschafft hat, was nahezu einer unglaublichen Begebenheit gleichkommt. In der Erzählung über Theresienstadt wird bereits deutlich, dass aufgrund der zeitlich nachfolgenden Ereignisse die Erfahrungen aus eben diesem Lager relativiert werden, was weniger über Theresienstadt auszusagen vermag, als über die Unaussprechlichkeit der Schrecken in Auschwitz, Groß-Rosen, Bergen-Belsen, auf dem Todesmarsch und während der Zwangsarbeitseinsätze. Was in Theresienstadt noch möglich war, stellte im Verlauf der späteren Odyssee sowohl physisch als auch psychisch als nicht mehr realisierbar dar. Hoffnung, als Ausdruck aktiver Handlungswünsche, stellte für die Autobiografin keine Alternative mehr dar, sich der verdichtenden Orientierungslosigkeit entgegenzustemmen. Die Übermächtigkeit der Ereignisse („es ist nicht zu glauben“) veranlassen die Autobiografin in der Erzählung dazu, das Verhalten der Tante zu relativieren, um die Diskrepanz zwischen ihren Erfahrungen und dem Verhalten der Tante abzumildern und dadurch den Schmerz des Unverstandenseins zu reduzieren.

Der Verlust der Freundin wird durch eine persönliche Konfrontation mit ihr zu kompensieren versucht. Der Vertrauensverlust scheint jedoch nicht mehr aufzuheben zu sein. Dabei erscheint die Freundin fremdbestimmt zu sein, d.h. sie wird von ihrem Vater dazu beauftragt, den Kontakt mit der Autobiografin abubrechen. Beide sind somit von den übermächtigen Ereignissen, die über sie hineinbrechen, überwältigt. Damit versucht die Autobiografin ihre ehemalige Freundin in Schutz zu nehmen und sie vor dem Verdacht zu bewahren, sie würde den Kontakt aus ihrer Autonomie heraus, abgebrochen haben. Aus den gleichen Gründen entlastet diese Haltung die Autobiografin selbst, da sie damit einerseits versucht die Begründung für das Ende der Freundschaft nicht bei der Freundin zu suchen und andererseits

die ihr entgegengebrachte Diskreditierung, die nicht mit ihrem Selbstbild übereinzustimmen scheint, abzuwehren. Gleichwohl bemüht sich die Autobiografin um Erklärungsversuche, die an die Frage nach der Religionszugehörigkeit ihrer Freundin scheitern. Der Vater der Freundin entpuppt sich hierbei als Mitläufer der nationalsozialistischen Schergen, gilt als opportunistisch und so formuliert die Autobiografin ein fragiles Verständnis für sein Verhalten, der vermeintlich darum bemüht war, seinen Beruf nicht zu verlieren. Möglicherweise drückt sich der Wunsch nach Genugtuung durch die Formulierung aus, dass die Familie der Freundin in der späteren kommunistischen Diktatur der Tschechoslowakei „auch“ sehr gelitten hat. Der Vertrauensbruch zwischen ihr und der ehemaligen Freundin hat jedoch nicht nur deren Beziehung zerstört, sondern hat für die Autobiografin biografisch relevante Konsequenzen. Ihre Aussage, dass sie sich seitdem keiner Freundin mehr so nah fühlte und sich keiner mehr entsprechend anvertraut habe, verweist auf das enttäuschte Vertrauen. Die in der strukturellen Beschreibung von Frau R. geschilderten identitätsrelevanten Veränderungen, mit ihren entsprechenden Werteverstärkungen und Wandlungen von sozialen Realitäten, korrespondieren unmittelbar mit ihren Erfahrungen und daraus resultierenden Wirklichkeitskonstruktionen aus der Zeit ihrer Verfolgung und deren Nachfolgeereignissen, wie es sich unter anderem in der Begegnung mit der Tante präsentiert hat.

Das Zimmer 28 und die Reise in das Land der Täter

Das Kinderheimzimmer Nummer 28 in der Straße L 410 in Theresienstadt hat eine besondere Würdigung in dem von der Autobiografin erwähnten Buchprojekt gefunden. In dessen Rahmen musste sie von ihren ehemaligen Zimmergenossinnen überzeugt werden, dass es mittlerweile an der Zeit sei, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Die damaligen Mädchen von Zimmer 28 treffen sich noch heute in regelmäßigen Abständen an jeweils verschiedenen Orten der Welt. Die Verbundenheit untereinander und das Bedürfnis sich mit denjenigen auszutauschen, denen man nicht seine Lebensgeschichte erzählen muss, um von ihnen verstanden zu werden, da alle um den jeweils

anderen wissen und fühlen, scheint jene signifikanten Andere zu ersetzen, denen man sich ehemals verbunden fühlte und die den Holocaust nicht überlebt haben. Die Tatsache, dass es diese regelmäßigen Treffen überhaupt gibt, verweist darüber hinaus auf das Bedürfnis, sich der eigenen Biografie zu vergewissern. Die moralische Verpflichtung, sich zu erinnern und den Kampf gegen neue Vorurteile aufzunehmen, erscheint in diesem Kontext als Plattform, die es ermöglicht sich darüber hinaus zu vergewissern, dass endlich Menschen ihren Lebensgeschichten zuhören. Der Wunsch der Autobiografin, ihre eigene Biografie anzuerkennen, findet ihren Ursprung aus zweierlei Motivationen heraus. Zum einen aus der für sie neuen Erfahrung, dass es nicht zwangsläufig zu einer neuen Stigmatisierung kommen muss, wenn sie ihre Geschichte als Opfer des Holocaust erzählt. Zum anderen war das Bedürfnis nach Klärung des eigenen Selbstbildes ständig vorhanden. Die hohen biografischen Kosten zur Unterdrückung dieses Bedürfnisses und das dadurch immerwährende Eintauchen in traumatisch erfahrene Erinnerungsmuster wurden aufgebrochen. Durch die vordergründige Argumentation, sich dem Geschichtsrevisionismus entgegenzustellen, konnte die Autobiografin ihr Gesicht wahren, ihre Geschichte nunmehr in einem geschützten Rahmen erzählen und die Verlaufskurvendynamik damit gezielt kontrollieren, sowie als weiteren Gewinn sogar tatsächlich den Revisionisten eindeutige Wirklichkeiten entgegensetzen. Die Unterstützung durch die Gruppe ihrer ehemaligen Zimmergenossinnen und ihre neuen Erfahrungen im Kontext des Erzählens ermöglichten letztendlich auch das Aushalten der unfassbaren Vorfälle in der Pension im deutschen Weikersheim Ende der 90er Jahre. Das Erzählen wurde somit über die eigene Entlastung hinaus als Strategie erfahren, die ihre heilsamen Auswirkungen über den ursprünglichen Kontext der eigenen Biografie hinaus entfalten und gegen neuerliche Anfeindungen schützen kann. Es scheint allerdings zum Zeitpunkt des Interviews zu früh zu sein, das Reversionsmuster der Autobiografin im übermächtigen Ereignisstrom ihrer Erfahrungen als überwunden zu bezeichnen.

Veränderungen!?

Auf der Darstellungsebene ist die Autobiografin anfänglich bemüht, jedwede Verdachtsmomente auf identitätsrelevante Veränderungen in ihrer Biografie, die auf die Zeit der Verfolgung zurückzuführen sind, abzuwehren. Der Versuch der Ausblendung biografisch relevanter Erfahrungsströme ist allein schon eine lebensgeschichtliche Veränderung, die nicht ohne entsprechende Konsequenzen sein kann: Die Wahrnehmung einer Vorher-Nachher-Wirklichkeit, der Verlust signifikanter Anderer, insbesondere der Eltern, der Verlust an Sicherheit hinsichtlich einer physischen und psychischen Unversehrtheit, der Verlust des Elternhauses und der tschechoslowakischen Heimat, der Verlust der Hoffnung auf eine neue Heimat in Israel – ohne neue Anfeindungen -, der Enttäuschung der Hoffnung von einer solidarischen Gesellschaft im Kibbuz, die Unmöglichkeit, den eigenen Kindern ihre eigene Lebensgeschichte erzählen zu können, der Verlust für die Kinder, ohne Großeltern aufzuwachsen, der Verlust moralischer Evidenzen, der Verlust über sich selbst Gewissheit zu haben und schließlich der Verlust des Paradieses.

Diese Aufzählung stellt lebenslange Verlusterfahrungen dar. Die eigentheoretische Deutung der Autobiografin, dass nämlich ihre „schöne Kindheit“ sie trotz der Verfolgungserfahrungen im Holocaust im späteren Leben „keine Verbrecherin“ werden ließ, wie angeblich so viele, die sich darauf berufen, es schwer im Leben gehabt zu haben und eben aus diesem Grund kriminell geworden zu sein. An diesem Punkt weicht die Autobiografin ihrer neu gewonnenen Courage zum Erzählen wieder aus und selbst die zuvor wirkenden Zugzwänge des Erzählens zeigen nur bedingt ihre Wirkung. In den Erzählpassagen des Interviews haben die Zugzwänge einen hohen Detaillierungsgrad bewirkt, während in der Bilanzierungsphase die eigentheoretischen, eigenevaluativen, argumentativen und kommentierenden Interviewinhalte das Handlungsmuster der Verdrängung und der Abwehr identitätskritischer Inhalte offen legen. In der Bilanzierungsphase gerät die Autobiografin allerdings (erneut) in ein biografisches Trudeln. Sie sagt, dass „auch das Leben ganz anders verlaufen wäre“ und fügt traurig an: „Nicht das“. Damit ist das Leben gemeint, das sie nach ihrem Empfinden gelebt hätte, wenn es die Verfolgung nicht gegeben hätte und rekuriert damit

erneut auf das Identitätsmuster „schöne Kindheit“, das in seiner Konstruktion als unumstößlicher Maßstab für die Gestaltung und Entwicklung eines Lebens steht. In diesem Kontext findet sie es belastend, dass ihr Ehemann viel über seine Lebensgeschichte erzählt hat und seine „Heldentaten“ zum Besten gab. Sein Bedürfnis zur erzählerischen Ausbreitung und Detaillierung seiner Wirklichkeit wirkte für die Autobiografin nahezu als indirekte Ermahnung, ihr Schweigen aufzubrechen. Doch es blieb bei ihrer Kontinuität des Schweigens. In einer Abwehrstrategie gegen jedwede Veränderungsmerkmale überträgt sie den Detaillierungsgrad im Erzählstrom auf ihren Mann, der sich im Gegensatz zu ihr verändert habe, da er zum Beispiel Brot in der Tiefkühltruhe horte und somit seiner Angst vor einem Nahrungsmittelmangel vorzubeugen versuche. Die Prozessstruktur des Schweigens ist eher eine Struktur des Verschweigens, denn die Autobiografin möchte in ihrem Selbstbild nicht mehr mit jener Person übereinstimmen, die Opfer im Holocaust geworden ist. Doch sie weiß, dass Verschweigen nicht Vergessen bedeutet und so entstehen in ihren und durch ihre Abwehrbemühungen die bereits erwähnten hohen biografischen Kosten. Sie wird sich darüber bewusst, dass sie nicht nur dieselbe Person ist, die im elterlichen Garten in Brünn gespielt hat und später nach Israel emigrierte, sondern auch die Person ist, die den Holocaust durch- und überlebt hat. Dieses Bewusstsein führt allerdings zur inneren Abwehr dieser biografischen Prozessstruktur, die jedoch nicht von den übrigen Identitätsfaktoren zu trennen ist. Somit bleibt die Verlaufskurvendynamik auch hierbei latent und das Bemühen um Identitätsbalance gerät zu einer Aufgabe, die, ungeachtet eines beträchtlichen biografischen Aufwandes, niemals die Erleichterung und die Befreiung von den traumatischen Erfahrungsablagerungen zu erreichen vermag, die sich die Autobiografin sehnlichst erwünscht.

Emigration als Gelegenheit zum Vergessen

Mit dem Verlust der tschechoslowakischen Heimat, dem Elternhaus und zahlreicher signifikanter Anderer emigriert die Autobiografin im Jahre 1948 – nachdem sie auf Hachscharah gegangen war – nach Israel. Die Befremdlichkeit der Nachkriegstschechoslowakei und die Trauer um die

persönlichen Verluste sollen in der neuen Heimat Israel vergessen gemacht werden. Das Projekt zur Auslöschung ihrer Erinnerungen und Erfahrungsablagerungen mündet in dem Entschluss, Europa zu verlassen. Erleichternd empfindet sie die Möglichkeit zur Herstellung einer konstruierten familienbiografischen Kontinuität, in der an die zionistischen Ideale ihrer Eltern und das festliche Begehen der jüdischen Feiertage in ihrem liberalen Elternhaus angeknüpft werden konnte. Damit erscheint das familienbiografisch relevante und nachträglich von der Autobiografin fokussierte Projekt des Vaters, mit der gesamten Familie nach Palästina auswandern zu wollen, für sie als willkommene Orientierungsoption, die sie mit ihrer Emigration zu erfüllen sucht. Nachdem ihre Schwester und ihr Bruder ihr später nach Israel nachgefolgt sind - als Mitglieder einer zionistischen Brigade - scheint das Projekt des Vaters vollendet zu sein. Die Überlebenden ihrer Familie sind somit zumindest geografisch an einem Ort versammelt. Gleichwohl konnte die Autobiografin im Kinderheim in Theresienstadt die gelebte Solidarität zionistischer Erziehungsideale erfahren, was die Notgemeinschaft im Zimmer 28 – im Gegensatz zu den Erfahrungen in den nachfolgenden Lagern - erträglich erschienen ließ. Umso enttäuschender empfindet sie ihre Ankunft am Hafen von Haifa, wo sie unmittelbar in dem sich ausweitenden jüdisch-arabischen Konflikt involviert wird. Es folgt die gescheiterte Kommunikation mit der Tante und schließlich zerbricht der Traum vom zionistischen Kollektiv und der jüdischen Solidarität am mangelnden Verständnis ihrer Lebensgeschichte und infolgedessen an abwesenden Zuhörern. Sie verlässt daraufhin den Kibbuz und kann sich dennoch nicht vorstellen, in einem anderen Land zu leben. Aufgrund ihrer Angst vor Antisemitismus, Verfolgung und der ständigen Assoziationsgefahr mit ihrer Lebensgeschichte in der Tschechoslowakei, arrangiert sie sich mit ihrer Lebenssituation in Israel. Sie lebt fortan in einer Gesellschaft, die über den Holocaust ein Tabu verhängt und sich erst in den 1980er Jahren der öffentlichen Diskussion stellt. Dabei handelt es sich vornehmlich um die Aufrechterhaltung kollektiver Tabus von Schuld und Scham. Ersteres wurde getragen von der eingewanderten damaligen Bevölkerungsmehrheit, die bereits vor 1933 aus dem Deutschen Reich und anderen europäischen Ländern nach Palästina ausgewandert waren und sich nicht mit der

Verfolgungsrealität und den individuellen Konsequenzen der Flüchtlinge aus Europa und den Überlebenden identifizieren oder auseinandersetzen konnten resp. wollten. Dieser vordergründige Mangel an Empathie resultiert aus Selbstvorwürfen dieses Bevölkerungsanteils, die sich in der vermeintlichen Schuld fokussierten, den Opfern des Holocausts nicht früher geholfen zu haben und ihnen somit das Leid hätten ersparen können. Die Scham der Überlebenden resultierte eben aus dem Überlebthaben selbst und aus der Frage, warum denn gerade sie überlebt hätten. Diese Fragen implizieren den Vorwurf der Kollaboration mit den Nationalsozialisten oder der eigenen Begünstigung auf Kosten der Toten. Dabei wird die Autobiografin später von ihren eigenen Kindern mit der Frage konfrontiert, warum denn sie und Juden sich generell „wie Lämmer“ verhalten hätten. Es werden keine Antworten auf diese Fragen und Vorwürfe gegeben. Die innerfamiliäre Sprachlosigkeit korrespondiert mit der kollektiven Sprachlosigkeit der israelischen Gesellschaft, was der Autobiografin nicht nur gelegen kommt, sondern sie auch indirekt bestätigt, dass das Schweigen kollektiv legitimiert ist. Dennoch wird durch die nachfolgende Generation und mittlerweile bereits durch die zweite Generation der kollektive Tabubruch vollzogen. Die Nachfolgenerationen fragen ihre Eltern und – wenn sie überlebt haben – auch ihre Großeltern nach ihren Lebensgeschichten, fragen wiederum nach deren Eltern und Großeltern aus Europa, fragen nach ihren eigenen familienhistorischen Wurzeln und brechen somit sukzessive das Schweigen auf. Ähnlich des Tabubruchs in West-Deutschland in den 1980er Jahren und dem Beginn der öffentlichen Diskussion über die Tätergeneration, entwickelten sich in Israel öffentliche und private Institutionen mit der Erforschung des Holocausts und vor allem wurden die Opfer selbst gefragt. Ihre Lebensgeschichten bilden eine neue Grundlage des Selbstverständnisses und des kollektiven Gedächtnisses des Staates Israel. Mit der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen und den daraus folgenden zwischenmenschlichen Begegnungen von Politikern sowie Bürgerinnen und Bürgern aus West-Deutschland und Israel wurde offenbar, dass die unterschiedlichen Diskurse in den jeweiligen Ländern lediglich die beiden Seiten ein und derselben Geschichte abbildeten – selbstverständlich

von verschiedenen Haltungen aus: In Deutschland (West und Ost) wurden die Taten und die Täter verschwiegen.

Als ein Resultat dieser sozial-gesellschaftlichen und historischen Entwicklungen sind das erwähnte Buchprojekt und auch diese Arbeit entstanden, durch das die Autobiografin aufgrund der an sie herangetragenen Fragen, das biografische Projekt des Schweigens in Frage stellen konnte. Daraus entwickelte sich für die Autobiografin eine von Unsicherheit und Bedrohung bestimmte neue Lebenssituation, die von jenem Dilemma geprägt ist, dass sie, wenn sie weiterhin schweigt, ihrem Bedürfnis nach Klärung und Aufklärung über ihr Leben für sich selbst nicht nachkommt und dass, wenn sie erzählt, ihre Hoffnung, das Erfahrene durch Schweigen ungeschehen zu machen, nicht länger aufrechterhalten kann.

Beruf und Berufung

In Anknüpfung an ihre eigene Kindheit, erlernt die Autobiografin in Israel den Beruf der Säuglings- und Kinderkrankenschwester. Auch hier verneint sie im Nachfrageteil des Interviews meine indirekte Aufforderung zu einem eigentheoretischen Kommentar über ihre Berufswahl, dass sie, auch wenn das Leben ohne den Holocaust anders verlaufen wäre, auf „jeden Fall“ den Beruf der Krankenschwester ergriffen hätte. Demgemäss verändert sich die chronologische Konstante der biografischen Phaseneinteilung im Selbstbild der Autobiografin in Korrespondenz mit der Ereigniskonstante und ihren Handlungskonsequenzen. D.h., dass die ehemalige Vorher-Nachher-Konstruktion von „schöner Kindheit“ und dem Leben nach der Befreiung sich zugunsten einer Verschiebung der selbstevaluativen Biografieparameter nach dem Leben vor und nach der Immigration nach Israel in der Bilanzierungsphase des Interviews verschoben hat. Demzufolge ist zu konstatieren, dass bei einer Auflösung des Erzählschemas die Wirklichkeitskonstruktion mit den Handlungsrealisierungen des Projektes „Leben in Israel“ wesentlich handlungsbestimmender zu sein scheint als auf der erzählten Ebene. Das hat zur Folge, dass in der Darstellungsabsicht der Autobiografin außerhalb der Erzählung heteronome biografische Anforderungen integriert werden müssen, während in den Erzählsequenzen

des Interviews biografisch problematische und krisenbehaftete Lebensereignisse dominieren. Diese Diskrepanz von Darstellungsintention und Wirklichkeit verhält sich adäquat mit der Dynamik des beschriebenen Dilemmas von Reden und Schweigen als biografische Prozessstruktur der Autobiografin. Die Wahl des Berufes der Krankenschwester als vermeintlich biografische Option darf für sie in der Evaluation der Autobiografie in keiner kausalen und konditionalen Beziehung zum biografischen Handlungsschemata „Opfer“ stehen.

Für die Autobiografin bleibt Bildung als jenes immaterielles Besitztum relevant, das weder weggenommen noch gegen ihren persönlichen Willen gegen sie verwendet werden kann. Das „illegale“ Lernen, der geheime Unterricht auf den Dachböden und in den Kellerräumen von Theresienstadt, der nachgeholt Schulabschluss nach der Befreiung und die Bedeutung von Musik (u.a. die Kinderoper Brundibar), der Lyrik und nicht zuletzt den Gute-Nacht-Geschichten, die von der Betreuerin im Kinderheim vorgetragen worden waren und welche die Mädchen von der Realität des Konzentrationslagers abschirmen und ein wohlbehütetes Familienleben suggerieren sollten, bleiben für die Autobiografin auf der Erfahrungsfolie „Theresienstadt“ in Kontrast zu den anknüpfenden Erfahrungen in den weiteren Lagern als biografisch gewinnbringend abgelegt. Dennoch bewertet sie ihre Bildung und ihr „Wissen“ als „lückenhaft“ und begründet dies eben mit dem „Durcheinander“ beim Lernen in Theresienstadt und mit ihren Kindern, da diese oft krank waren und sich dadurch ihr keine Möglichkeit bot, sich „weiterzubilden“. Ihr diesbezügliches Bedauern wird von der Wirklichkeitskonstruktion, dass sie ja den kontinuierlichen Wunsch besaß, Krankenschwester zu werden, überlagert („ich wollte immer Krankenschwester sein“). In diesen Rationalisierungsversuchen ist die Autobiografin bemüht, die auf Wissen beruhenden Lernerfolge in Theresienstadt nicht als biografischen Verlust zu betrachten und negiert in ihrem Selbstbild dennoch diese Lernerfolge, wohlwissend, dass sie in Theresienstadt keine adäquaten Schulunterricht erteilt bekommen hatte. Dieses Wirklichkeitsdilemma offenbart exemplarisch den gesamtbiografisch relevanten Identitätskonflikt der Autobiografin.

Gegenwärtigkeit des Vergangenen

Die vorherrschende Repräsentationsform der dominanten Prozessstruktur des Lebenslaufs, die in der Erzählung zur Zeit des Interviews die aktuelle Erfahrungshaltung der Autobiografin gegenüber ihren lebensgeschichtlichen Ereignissen darstellt, ist von gegensätzlichen und zum Teil von sich gegenseitig hemmenden Prozessstrukturen bestimmt. Die im Erzählen von autobiografischen Zusammenhängen ungeübte Autobiografin präsentiert auf der erzählenden Ebene eine weitaus inkonsistente Lebensgeschichte mit Brüchen und krisenhaften Wandlungsprozessen, die zum Teil scheitern und zum Teil ungewohnte Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Auf der Interviewebene, die von eigentheoretischen Kommentaren und biografischen Beschreibungen geprägt ist, präsentiert die Autobiografin ein Selbstbild, das die Erleidensprozesse mit ihren handlungsrelevanten Konsequenzen nicht prinzipiell ausblendet, was dem Anlass des Interviews kontradiktorisch wäre, jedoch oder gerade deshalb ist sie bemüht, ein biografisch konsistentes (Selbst-)Bildes darzustellen, das von Kontinuität und Konventionalität geprägt ist. Das Bemühen zur Präsentation einer in ihrem Verständnis „normalen“ Biografie ist in den nichterzählenden Passagen des Interviews dominierend. Das biografische Handlungsschemata mit den Erwartungen an ein neues, von den bisherigen Ereignissen und Erfahrungen nicht tangiertes Leben in Israel scheitert ebenso, wie die Beseitigung der latenten Verlaufskurvendynamik und ebenso misslingt es ihr, das Erlittene und Erfahrene in ihr weiteres Leben zu integrieren. Das identitätsrelevante Dilemma in ihrem lebenslangen Konflikt im Rahmen der Prozessstruktur von Reden und Schweigen, also von Erinnerung und Verdrängung, ist von ausweichendem Verhalten gegenüber ihrer Gesamtbiografie dominiert. Die Unterbrechung ihrer Rollenplanung, spätestens beginnend mit der Deportation von Theresienstadt nach Auschwitz, also einem Ort, an dem selbstbestimmte Handlungsaktivitäten nicht mehr antizipierbar, geschweige denn durchführbar waren, entwickelte sich jene Verlaufskurvenverwobenheit, die u.a. durch die Verluste signifikanter Anderer, auch nach ihrer Befreiung, nicht gänzlich aufgehoben wurde und nur bedingt von zusätzlichen Verlaufskurvenentwicklungen, d.h. von möglichen Dynamiken, die nicht ursprünglich mit den Verfolgungserfahrungen und ihren

Handlungskonsequenzen im Holocaust erklärbar sind. Dementsprechend weist diese Verlaufskurvendynamik in den handlungsrelevanten Orientierungen der Autobiografin, zum Teil auch durch episodisch weniger bedrohliche Prozessstrukturen, ihre kontinuierliche Bedrohung aus, die in der Erzählung abgewehrt werden muss. Gleichzeitig konfrontiert sich die Autobiografin bereits mit der Zustimmung zu dem Interview mit ihren Erinnerungs- und Erfahrungsaufschichtungen und ratifiziert damit unwillkürlich die Anforderungen, die u.a. durch die Zugzwänge des Erzählens an sie gestellt werden. Sie stellt sich diesen Anforderungen im Interview und setzt sich mit ihren traumatischen Erlebniszusammenhängen auseinander, was während des Erzählens durch das Eintauchen in erlebte Ereignisströme zu emotionalen Belastungen führte und wodurch das Interview unterbrochen werden musste. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich die Autobiografin zum ersten Mal dem Wagnis einer autobiografischen Erzählung stellt und sie sich auf damit auf einem Terrain zu behaupten bemüht, das nicht mit ihrem bisherigen Selbstbild in Einklang steht. Dabei kann die Autobiografin nicht auf standardisierte Erzählinhalte zurückgreifen, auf die Zeitzeugen, die im autobiografischen Erzählen geübt und erfahren sind, zurückgreifen (können) und die es ihnen dadurch ermöglichen, traumatisch belastende Erzählpassagen und nicht mit ihrem Selbstbild übereinstimmende Inhalte auszublenden.

So konnte die Autobiografin es nicht verhindern, dass ihre Lebensgeschichte und ihr Verschweigen einen innerfamiliären Generationenkonflikt verursacht hat. Die Emigration ihrer Tochter aus Israel in die USA markiert jenes Zerwürfnis mit der sozialen Welt und deren Befremdlichkeit, welche die Autobiografin erleiden musste und die schließlich zu ihrer Emigration aus der Tschechoslowakei nach Israel führte. Das Reversionsmuster, nach dem die Autobiografin ihre traumatischen Erlebniszusammenhänge in unterschiedlicher Dynamik und in unterschiedlichen Phasen als posttraumatische Belastung erneut zu ertragen hat, bleibt gesamtbiografisch betrachtet ein maßgeblicher Faktor ihrer identitätskritischen Auseinandersetzungen mit ihrer Wirklichkeitskonstruktion, ihrem Selbstbild und den sozialen Anforderungen, die an sie gestellt werden. Die Erfahrungsrekapitulation beeinflusst ihr Alltagshandeln und entsprechend

bleibt die Ich-Identität als integraler Bestandteil des Lebensverlaufs ausgeblendet, wodurch ihr die Realisierung zukunftsorientierter Handlungsabsichten schwierig oder undenkbar erscheinen.